

daß jemand einen Kirchturm bestiegen habe, um sich an der Vogelschau Perspektive zu erfreuen. Erst von Dürer weiß man, daß er Kirchtürme bestiegen hat. „Fast lustig“ fand er, was er vom Antwerpener Kirchturm aus sah⁸, und damit ist zwar nicht lustig in unserem Sinne gemeint, sondern eher „auf angenehme Weise interessant“, aber sehr weit von dem stereotypen „köstlich“ unseres Berichtstatters ist dieser Reflex des Sehens nicht entfernt. Etwas anders dagegen in Gent, wo sich Dürer abermals nach oben bemühte. „Da überblickte ich die große wunderbare Stadt, in der ich sofort als groß angesehen wurde“, so liest man in Dürers sogenannten Tagebuch von seiner niederländischen Reise. Das ist eines jener Zeugnisse, denen man entnehmen kann, daß Dürer mit Recht in die Ahnenreihe des Künstlers im späteren Sinne gestellt wird.

Ich kehre noch einmal zu den Wahrnehmungen unseres Autors zurück und frage ihn danach, wie er die Westgrenze des Reiches erlebte. Eine anachronistische Frage? Keineswegs. Er hat die Sprachgrenze tatsächlich notiert. Auf dem Wege von Saarwerden nach Sankt Avold notierte er, daß sich nun die Sprache ändere und nicht deutsch sei. Schon der nördliche Schwarzwald findet sich als unsichere Gegend qualifiziert. So war das Geleit des jungen Markgrafen von Baden bis Pforzheim willkommen. Was fürchtete unser Autor, was befürchtete der Kaiser? Darüber liest man nichts. Aber die Unsicherheit des Weges wird auch bei der erwähnten Sprachgrenze notiert. Beim Aufbruch in Zabern heißt es, man sei fünf Meilen während des Tages durch den Wald geritten, weil es unsicher war. So erfährt man, daß die auffällig vielen Nachtpassagen, von denen ich gesprochen habe, doch wohl auch bedeuteten, daß der Kaiser und seine Begleiter sich ansonsten sicher fühlten.

Im äußersten Westen des Reiches wurden Schwierigkeiten nicht nur wahrgenommen, sondern sie bestanden auch. Obwohl die Begleitung des Kaisers nicht so groß war, daß man den nächtlichen Ritt hätte wagen können, war sie der Stadt Metz immer noch zu groß. So wollten die Metzger den Kaiser nicht einlassen, und so mußte dieser in Sankt Avold vier Tage lang warten. Auch die Infrastruktur machte in

⁸) Albrecht Dürer, Schriftlicher Nachlaß, hg. von Hans RUPPRICH Bd. 1 (1956) S. 167. Vgl. dazu auch Hartmut BOOCKMANN, Deutsche Städte um 1500 in den Augen von Zeitgenossen, in: Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen hg. von Johannes HELMRATH und Heribert MÜLLER in Zusammenarbeit mit Helmut WOLFF 2 (1994) S. 957-970, zu Dürer S. 965 f.